

(Nachdruck verboten.)

9)

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

II.

Bonnaire, der Buddelmeister, einer der besten Arbeiter der Werke, hatte im letzten Streit eine große Rolle gespielt. Ein intelligenter Kopf und ein Mann von starkem Rechtsgefühl, den die Unbill des Lohnsklaventums empörte, hatte er sich aus der Lektüre der Pariser Blätter, die er eifrig las, eine revolutionäre Theorie destilliert, die freilich große Lücken hatte, die aber aus ihm einen ziemlich klar bewußten Anhänger der kollektivistischen Doktrin machte. Im übrigen war das, wie er mit dem schönen, klugen Gleichmaß des gesunden, arbeitsamen Manns sagte, ein Zukunftstraum, der eines ferneren Tags in Erfüllung gehen möchte; inzwischen handelte es sich aber darum, so viel Gerechtigkeit, als augenblicklich erreichbar war, zu erkämpfen, damit die Genossen so wenig als möglich litten.

Seit einiger Zeit war der Streit unvermeidlich geworden. Drei Jahre vorher waren die Werke unter den Händen Michel Durignons, des Sohnes Monsieur Jérômes, bis an den Rand des Ruins geraten. Da hatte der Schwiegerjohn Jérômes, Boisgelin, ein eleganter Pariser Lebemann, der dessen Tochter Suzanne geheiratet hatte, sich entschlossen, mit den stark geschmolzenen Nesten seines Vermögens die Werke zu kaufen, und zwar auf den Rat eines armen Betters, Delabeau, der die Garantie übernommen hatte, daß die Werke ein dreißigprozentiges Erträgnis des investierten Kapitals liefern würden. Und seit drei Jahren machte Delabeau, ein tüchtiger Ingenieur und rastloser Arbeiter, seine Versprechungen wahr, leitete das Unternehmen mit starker und energischer Hand, machte seinen Willen bis in die letzten Einzelheiten geltend, und hielt alle Untergebenen in eiserner Disziplin. Eine der Ursachen des Untergangs Michel Durignons war eine schwere Krise, die über die Metallindustrie der Gegend hereingebrochen war, als die Schienen- und Trägererzeugung anfang unrentabel zu werden, infolge der Entdeckung eines neuen chemischen Verfahrens, welches die Ausbeutung bis dahin zu magerer Erzlager im Norden und Osten mit ungemein geringen Kosten ermöglichte. Die Stahlwerke von Beauclair konnten den gedrückten Marktpreisen nicht mehr folgen, und der Ruin war mahhendbar. Aber die geniale Idee Delabeaus bestand eben darin, die Fabrikation von Schienen und Trägern, die der Norden und Osten zu zwanzig Centimes das Kilo lieferte, ganz aufzulassen, und sich auf die Herstellung von Objekten feinerer Art zu werfen, die eine sorgfältigere Ausführung erfordern, von Kanonen und Geschossen zum Beispiel, für die zwei bis drei Frank pro Kilo erzielt werden. Damit war das Gedeihen der Werke wieder gesichert, das Geld, das Boisgelin hineingesteckt hatte, lieferte reichen Ertrag. Die Umwandlung erforderte jedoch natürlicherweise eine neue maschinelle Einrichtung und geschicktere, sorgfältigere Arbeiter, die besser bezahlt werden mußten.

Die ursprüngliche Veranlassung des Streiks lag in dieser Lohnerhöhung. Die Arbeiter wurden für die hundert Kilo bezahlt, und Delabeau gestand selbst die Notwendigkeit neuer Lohnsätze zu. Aber er wollte unbedingt Herr der Situation bleiben und besonders jeden Schein vermeiden, als gehorche er den Geboten seiner Arbeiter. Von jeher nur im Vorstellungskreis seiner Berufsinteressen lebend, eine befehlshaberische Natur, starr an seinen Rechten festhaltend, wenn auch bemüht, billig und gerecht zu sein, erachtete er besonders den Kollektivismus für eine zersehende Phantasterei und erklärte, daß solche Utopien zu furchtbaren Katastrophen führen müßten. Und der Zwiespalt zwischen ihm und der kleinen Welt von Arbeitern, über die er herrschte, hatte sich verschärft an dem Tage, wo es Bonnaire gelungen war, eine Verteidigungsgewerkschaft ins Leben zu rufen; denn wenn Delabeau die Hilfs- und Pensionsklassen, sowie auch die Arbeiterkonsumvereine zugestand, indem er anerkannte, daß es dem Arbeiter nicht verwehrt werden könne, seine Lage zu erleichtern, so war er ein heftiger Gegner der Gewerkschaften, der Interesseneinigungen, in welchen sich die gemeinsame

Aktion organisiert. Von da ab trat der Kampfzustand ein, Delabeau zeigte den größten Mangel an gutem Willen bei der Revision der Lohnsätze, er glaubte sich ebenfalls bewaffnen, die Werke gewissermaßen in Belagerungszustand erklären zu sollen. Seitdem er so die rauhe Seite hervorkehrte, beklagten sich die Arbeiter, daß sie keine persönliche Freiheit mehr hätten. Sie wurden genau überwacht in ihren Handlungen, in ihren Gedanken, selbst außerhalb der Werke. Diejenigen, welche sich unterwürdig und schmeichlerisch zeigten, vielleicht auch spionierten, genossen die Gunst der Direktion, während die Stolzen und Unabhängigen als gefährliche Menschen behandelt wurden. Und da der Chef, als Konservativer und instinktiver Verteidiger des Bestehenden, offenkundig nur Leute haben wollte, die ihm ergeben waren, so thaten alle seine Untergebenen, die Ingenieure, die Werkmeister, die Aufseher noch ein übriges und forderten mit unerbittlicher Strenge Gehorsam und das, was sie gute Gesinnung nannten.

Bonnaire, in seinem Freiheits- und Gerechtigkeitsgefühl verletzt, stand natürlich an der Spitze der Unzufriedenen. Er begab sich eines Tages mit einigen Kameraden zu Delabeau, um ihre Beschwerden vorzubringen. Er sprach sehr freimütig, was aber nur zur Folge hatte, daß der Chef aufgebracht wurde und sich in der Frage der Lohnerhöhung ungefügiger als je erwies. Er glaubte nicht an die Möglichkeit eines allgemeinen Streiks seiner Leute, denn die Metallarbeiter sind schwer erregbar, und seit Jahren hatte es in der Hölle keinen Streit gegeben, während die Minenarbeiter in den Kohlengruben von Brias alle Augenblick in den Ausstand traten. Und als dieser allgemeine Streit entgegen seiner Annahme dennoch ausbrach, als eines morgens kaum zweihundert Arbeiter von tausend antraten und er den Betrieb einstellen mußte, da versetzte ihn dies in einen solchen verbissenen Zorn, daß er fortan ganz starrsinnig und unnachgiebig wurde. Er begann damit, daß er die Delegierten der Gewerkschaft mitsamt Bonnaire vor die Thür setzte, als sie zum Zweck von Unterhandlungen zu ihm kamen. Er sei Herr in seinem Hause, der Zwiespalt bestehe zwischen ihm und seinen Arbeitern, und er habe es nur mit seinen Arbeitern zu thun. Bonnaire kam also, bloß von drei Kameraden begleitet, wieder. Aber sie erreichten von ihm nichts als Argumentationen und Berechnungen, die darauf hinausliefen, daß er das Gedeihen der Werke in Frage stellen würde, wenn er die Löhne erhöhte. Man habe ihm Kapitalien anvertraut, man habe ihm die Leitung eines Werkes übertragen, und seine unverrückbare Pflicht sei es, dafür zu sorgen, daß die Werke gewinnbringend blieben, daß die Kapitalien den versprochenen Ertrag abwürfen. Sicherlich verschloß er sich der Menschlichkeit nicht, aber er glaubte vollkommen ehrenhaft zu handeln, wenn er die Verpflichtungen erfüllte, die er auf sich genommen hatte, und aus den Werken, die er leitete, so viel Gewinn als möglich zog. Alles andre war nur Träumerei, sinnloser Optimismus, gefährliche Utopie. Und so war es gekommen, daß nach mehreren ähnlichen Unterredungen, wobei jede Partei ihren Standpunkt immer schroffer hervorkehrte, der Streit volle zwei Monate gedauert hatte, verderblich ebenso für die Arbeiter, deren Glend dadurch bis zur Unerträglichkeit gesteigert wurde, wie für das Werk, dessen ganzer Mechanismus feierte und in seiner Brauchbarkeit Abbruch erlitt. Endlich hatte man sich gegenseitig Zugeständnisse gemacht und sich auf die neuen Lohnsätze geeinigt. Aber noch eine Woche lang hatte sich Delabeau geweigert, einzelne Arbeiter wieder aufzunehmen, die, welche er die Rädelsführer nannte, und unter denen sich Bonnaire befand. Er nährte einen starken Groll gegen diesen, obgleich er anerkannte, daß er einer seiner geschicktesten und nüchternsten Arbeiter war. Und als er endlich nachgab und ihn gleich den andern wieder aufnahm, erklärte er, daß er nur dem Zwang weiche, daß er etwas thue, was ihm gegen die Natur gehe, bloß um Frieden zu haben.

Als Bonnaire dies hörte, hielt er sein Urteil für gesprochen. Zuerst wollte er sich nicht in dieser Weise begnügen lassen und weigerte sich, seinen Posten wieder einzunehmen. Aber als die andern Arbeiter, die ihn sehr liebten, erklärten, daß sie ohne ihn nicht antreten würden, hatte er in schöner Selbsterwindung nachgegeben, um nicht Schuld an einem neuen Bruch zu tragen. Die Genossen hatten genug gelitten, sein Entschluß war gefaßt, er

wollte das einzige Opfer sein, ohne daß ein anderer die Kosten des errungenen halben Sieges zu tragen habe. Und so hatte er denn am Donnerstag zugleich mit den andern die Arbeit aufgenommen, aber mit dem stillen Entschlusse, am Sonntag auszutreten, da er überzeugt war, daß seines Bleibens nicht länger sei. Er vertraute sich niemand an, sondern verständigte einfach am Sonnabendmorgen die Direktion, daß er am Abend austrete; und wenn er diese Nacht noch in der Hölle arbeitete, so war es lediglich, weil er eine begonnene Arbeit zu vollenden hatte. Er wollte als gewissenhafter, ehrlicher Arbeiter abtreten.

Lucas nannte dem Thorwächter seinen Namen und fragte, ob er unverzüglich mit dem Puddelmeister Vonnaire sprechen könne, worauf der Thorwächter ihm ohne weiteres die Halle im zweiten Hof links bezeichnete, wo sich die Puddelöfen und die Walzwerke befanden. Die schlecht gepflasterten Höfe gleichen infolge der Regen der letzten Tage einem Sumpfe; sie waren durchkreuzt von einem Gewirre von Eisenbahn-Gleisen, durch welche sich das Geleise zog, das die Werke mit dem Bahnhof Beauclair verband. Unter dem blassen Licht der Bogenlampen, durch die Schatten, welche die Maschinenschuppen, der Gärteturm für die Kanonen, die ungeschlachten, wie einer barbarischen Kultur entstammten Formen der Zementieröfen warfen, glitt eine kleine Lokomotive langsam bald vor, bald zurück, indem sie von Zeit zu Zeit einen scharfen Warnungspfeiff ausstieß, damit ihr niemand unter die Räder gerate. Das aber, was den Besuchern der Werke zuerst und am stärksten zu Bewußtsein kam, das war der betäubende Doppelschlag der beiden Schnellhämmer, die da gleich vorn in einer Art Keller untergebracht waren, deren Köpfe in rasendem Tempo auf das glühende Eisen niederschlugen und es mit ihren stählernen Stämmen in wenigen Sekunden flachdrückten, ausdehnten und zu Stangen streckten. Die Arbeiter, die hier beschäftigt waren, die Streckler, waren stille, schweigsame Leute, die sich inmitten dieses unaufhörlichen, entsetzlichen Getöses nur durch Zeichen verständigten. Nachdem Lucas ein niedriges Gebäude passiert hatte, in welchem zwei andre Hämmer wüteten, erreichte er den zweiten Hof, auf dessen durchwühltem Boden Haufen von Roheisenstücken darauf warteten, der Verarbeitung zugeführt zu werden. Einige Männer verladen gerade ein mächtiges Gußstück, eine Schraubewelle für ein Torpedoboot, auf einen Eisenbahnwagen, den die kleine Lokomotive sodann fortführen sollte. Diese kam eben mit lautem Pfeiff heran und zwang ihn, ihr auszuweichen; er folgte einem schmalen Gang zwischen symmetrisch aufgeschichteten Masseln, dem Rohmaterial, und erreichte so endlich die Halle der Puddelöfen und Walzwerke.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

80]

Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Bohrmann glaubte, sein Freund phantasiere, und suchte ihn zu beruhigen. Der aber war einmal ins Beichtene geraten und beichtete abscheuliche, widerwärtige Dinge. Der Lehrer war nur froh, mit ihm allein zu sein. Dann hob sich plötzlich wieder Konrads Mut. Man glaube, ihm die Konzeption schon abgelaufen zu haben. Aber man täusche sich in ihm. Lopinsky werde bald abgewirtschaftet haben. Er allein werde die Zügel der Direktion in die Hand nehmen, er werde den Karl Moor spielen und den Franz Moor dazu, an einem Abend, und den Kerl, von dem jetzt so viel die Rede sei, na, den Kerl mit dem Säuserwahnsinn und den Gespensterstücken, den werde er Sonntagnachmittags aufführen, die Gespenster bei bengalischer Beleuchtung und verdunkeltem Zuschauerraum. Gespensterstücke müßten sein. Und einen Schiller-Oyklus werde er zusammenschlagen, daß das königliche Schauspielhaus wackeln solle. Wackeln! Den ganzen Wallenstein an einem Abend werde er herausbringen, und den Wallenstein werde er selber hinlegen, in einem ganz neuen Panzer und mit hohen Lederstiefeln. Da, im ersten Teil, komme ein schönes Lied vor, das werde er ganz allein singen. Er habe eine schöne Stimme. Jeden Tag könnte er predigen.

„Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Sonne!“
Bohrmann war trotz seiner poetischen Ader zu fremd in

der Literatur, um alle Irrtümer seines Freundes zu bemerken. Nur daß das Räuberlied nicht in den Wallenstein gehöre, fiel ihm auf, und er korrigierte es.

Das sei ganz einerlei, rief Konrad. — Das sei Pedanterie. Schürzen-Stipendiaten sollten keine Pedanten sein. Er habe sich auch nur versprochen. Er wisse ganz gut, als Wallenstein habe er zu singen: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ Und ein Pferd werde er auf die Bühne bringen, daß die Spießer bis auf die siebente Reihe zittern sollten. Einen Rappen! Mit den hohen, gelben Stulpenstiefeln werde er sich auf den Rappen schwingen. Und überhaupt, er werde den halben Wallenstein zu Pferde spielen.

„Nuancen wird das geben, Bruder, Nuancen, sag' ich Dir! Ohne Nuancen ist alles Quark.“

Es war merkwürdig, wie sachlich er sprach, wie hübsch und überzeugt er aussah, wenn dieser Geist über ihn kam. Bohrmann glaubte nicht, daß der Direktor noch die sittliche Kraft zu seinen Reformen haben werde. Aber es lebte doch offenbar ein edles Streben in ihm.

Von Zeit zu Zeit erwachte in Bohrmann das Behagen daran, unter so ernsten Gesprächen, so vornehm und mit so rasender Schnelligkeit durch die Welt zu fahren. Von den Einrichtungen der ersten und zweiten Klasse wollte er seinem Siegfried erzählen, und auch der treuen Freundin seines Sohnes, der edlen Kläre Reymond, die so aufmerksam zuzuhören wußte.

Er tastete nach seiner Brusttasche, ob der Vertrag für Fräulein Reymond noch da sei. Das war wenigstens ein Glück ohne Neue, das er aus Ostende mitbrachte.

Je mehr sie sich Berlin näherten, desto häufiger mußte er an Fräulein Reymond denken. Er hatte nichts Arges im Sinn, aber er hätte sich für sein Leben gern über das Geheimnis beruhigen lassen, das zwischen Konrad und Fräulein Kläre Reymond bestand.

Die Sonne war untergegangen, und sie hatten nur noch eine Stunde bis Berlin. Da sagte Bohrmann leichtsin:

„Nicht wahr, Konrad, Fräulein Reymond ist doch ein großes Talent für die Bühne?“

Konrad antwortete nicht gleich. In der Dämmerung blickte er zum Fenster hinaus, als ob er nicht gehört hätte. Dann kam es aber wie aus einer geöffneten Schleuse. Johannes solle sich schämen, solle nicht so neugierig sein. Kläre sei das vornehmste Geschöpf, das er auf seinen Lebenswegen kennen gelernt habe. Ihr einziges Geheimnis sei ihm heilig. Eher werde er sich die Zunge abbeißen, als es verraten.

Und ohne sich zu unterbrechen, gab er das Geheimnis zum besten; ausführlich, mit predigerhafter Moral und dann wieder boshaft, erzählte er, was er wußte und was er dachte.

„So ist sie zu mir gekommen,“ schloß er. „Die eine unselige Stunde mit D . . . hat keine Folgen gehabt . . . Eine andre hätte geschwiegen oder hätte sich ausgebläht mit der Liebe des berühmten und schönen Geldenliebhäbers, Kläre aber handelte nach dem vierten Gebot, sie ging hin zu ihrem Herrn Vater und beichtete ihm alles. Und dieses überländete Grab, dieser alte Esel, dieser Rektor an der Bürgerhülle, dieser Pharisäer, dieser geschämte Tragödienbater hat sie aus dem Haus gejagt. Mach' Dir die Sache klar, Johannes, und Du kannst es auf die Bühne bringen. Der Herr Rektor erzieht sein Kind zum Deklamieren und zum Paradespield der Klasse. Der Herr Rektor macht sein Kind verrückt, der Herr Rektor setzt ihr die Krone in den Kopf, der Herr Rektor läßt sie von dem berühmten und schönen Geldenliebhäber bei Gelegenheit seines Gastspiels prüfen. Der Herr Rektor schickt das siebzehnjährige Ding dem Geldenliebhäber in sein Hotelzimmer. Allein! Zu ihm! Und nachher jagt er sie aus dem Hause. So ist sie zu mir gekommen. Ich hatte damals ein famoses Ensemble in Halle. Der berühmte D . . . spielte bei mir. Lauter volle Häuser. Im Egmont habe ich selbst den Oranien gespielt, großartig sage ich Dir. Da empfiehlt mir nach der Abrechnung, das war bei mir immer nach dem zweiten Akt, der Kerl das arme Mädel. Ich sollte sie nicht verachten, weil sie sein war. Wir haben beide gelacht, wir Schufte. Und so habe ich sie engagiert. Laß mich in Ruh, Johannes, und wenn Du an Gott glaubst, so freue Dich, daß dereinst ein herrlicher Engel mehr vor dem himmlischen Thron singen wird.“

Konrad streckte sich aus und schloß die Augen. Bohrmann schwieg tief erschüttert. So habe auch dieses arme Fräulein Reymond eine Schuld zu bereuen! Das hätte er nie geglaubt.

Aber gut war sie doch, und er nahm sich vor, sie nicht merken zu lassen, daß er ihren einzigen Fehltritt kannte. Er mußte bitterlich weinen.

Stoßweise, wie aus dem Schlaf, begann Konrad wieder: „Und jetzt glaubst Du, sündiger Mensch, sie sei nachher meine Geliebte gewesen . . . Alles habe ich ihr geboten, alles hat sie abgelehnt . . . durch den Schmutz ist sie geschritten, und selbst der Rand ihres Gewandes ist rein geblieben wie ein Taurotspfen in einer Rosenknospe . . . nichts hat sie verführt . . . nicht einmal meine Konzeption. Meine Schuld war es nicht, daß sie ein Engel geblieben ist in meiner Nähe . . . dann freilich bin ich selbst brav geworden, ein braver Schuft, ein reuiger Sinder . . . wie ein treuer Hund . . . vor ihrer Kammerthür, hinter den Coullissen . . . wie ein treuer Hund, und seitdem weiß sie . . . nichts hat sie gelernt, nicht den Kopf gerade halten, und nicht einen Arm bewegen . . . auf der diesseitigen Bühne wird sie nie die Arme bewegen können . . . drüben aber, vor dem himmlischen Throne, wo man in die Augen sieht, ins Herz, in die Nieren, da werden die himmlischen Heerscharen kommen und sie begrüßen . . . Sie ist die Kunst . . . sie ist die Reinheit . . . heilige Elisabeth . . . was? . . . laß mich schlafen.“

XXVII.

Auf dem Bahnhofe Alexanderplatz erst hatte sich Konrad erwecken lassen. An Ort und Stelle mußte die siegreiche Heimkehr trotz Bohrmanns Widerstreben mit einer Flasche Wein begossen werden, die der Direktor fast allein austrank. Dann mußte eine Droschke genommen werden, obgleich Konrad gar kein Gepäck besaß und der Lehrer nur seinen Kufschack.

Als sie kurz vor zehn Uhr vor dem Hause hielten, fühlte Bohrmann ein beängstigendes Gefühl. Er mußte plötzlich an den Tag seines Gramens denken. Er hatte zwar jeden Tag eine der merkwürdigen internationalen Postkarten, über und über beschrieben, nach Hause gesandt, aber seine Ankunft hatte er nicht rechtzeitig angezeigt. Er sehnte sich danach, Frau und Kinder wiederzusehen und ihnen von den Wundern des Meeres, von den Tagen unter fremden Nationen zu berichten. Aber er hatte noch mehr zu verschweigen, als zu erzählen.

Er stieg aus der Droschke und wollte von Konrad Abschied nehmen.

„Nein, Bruderherz, Du wirst mich nicht preisgeben! Ich wüßte ja doch nicht, wo ich mein Haupt niederlegen soll in dieser ungewöhnlich schwarzen Nacht, denn ich glaube, ich bin bezecht. Ich weiß, ich bin ein Lump, aber bringe mich zu Deiner Frau. Mascha Jose hat mir Deine Frau empfohlen. Wenn ich nicht bezecht wäre, ich würde zu Dir sprechen: Gehe links, ich will rechts gehen. Aber ich bin ein Lump und bin bezecht, und Du mußt mich zu Deiner Frau bringen. Thu's, Bruderherz, und denk', Gottes Wege sind wunderbar.“

Oben gab es Schrecken, Ueberraschung und Freude. Gilde hatte mit einer fremden Frau und Lenchen bei einer Punschbowl geseffen. Reste von Kartoffeln und Häringen waren beiseite geschoben. Die fremde Frau, die rasch ein buntes Tuch um die Schulter warf und eine große schwarze Tasche an sich nahm, machte sich zum Fortgehen bereit, um nicht zu stören. Sie habe den Ankauf der Plüschgarnitur vermittelt, für einen Spottpreis.

Während die Frau eilig fortging, bemerkte Bohrmann erst, daß die gute Stube ordentlich gefüllt war mit dieser dunkelblauen Plüschgarnitur. Gilde schien ein schlechtes Gewissen zu haben. Aber das war ihm lieb; so hatte auch er etwas zu verzeihen. Siegfried kam im Hemdchen hereingelaufen und schien glücklich, Vater wiederzusehen. Doch er schloß auf Bohrmanns Arm sofort wieder ein, bevor dieser noch die Mitbringsel für die Kinder ausgepackt hatte.

Konrad hatte sich recht gewandt der Frau Lehrerin vorgestellt. Er sei der Direktor des Kronprinzen-Theaters. Wo das Drama . . . Dingsda . . . sie wisse schon . . . ein hochpoetisches Werk . . . aufgeführt würde.

Mit Siegfried auf dem Arm, mit Lenchen auf dem Schoß, fing Bohrmann durcheinander zu erzählen an. Von den fremden Nationen und von der Brandung, von den französischen Speisen und den Kellnern. Gewaltig mußte er andre Erinnerungen unterdrücken. Um sich zu fassen, that er Konrad gern mit einem Glase Punsch Bescheid.

Gilde fragte nach diesem und jenem und bald auch, wie er mit seinem Geld ausgekommen sei.

Ertötend reichte er ihr seine Börse, die noch einiges deutsches Geld und — zum Andenken — zwei französische Silbermünzen enthielt.

Als Lenchen endlich über Müdigkeit zu klagen anfing, bemerkte Gilde, daß Direktor Schmidt-Besbore eingeschlafen war. Ausgestreckt lag er auf dem Blauplüschenen.

„Er ist an keine Ordnung gewöhnt,“ sagte Bohrmann entschuldigend. „Ihm hat wohl immer eine bürgerliche Häuslichkeit wie die unsre gefehlt. Ich werde ihn wecken und es ihm vorhalten, daß er das neue kostbare Stück nicht geschont hat.“

„Laß nur,“ sagte Gilde. Sie betrachtete träumerisch den schlafenden Mann, legte ihm dann ein Küchenhandtuch unter seine Stiefel, ließ ihren Rock hinuntergleiten und breitete ihn sorgsam über die Beine des Schlafers.

„Laß nur,“ wiederholte sie fast herzlich. „Das könnte mir eher an ihm gefallen, daß er sich gehen läßt. Nur nicht immer so gebildet. . . Also Dein Stück wird jetzt bestimmt aufgeführt? . . . Ach, bist Du schläfrig! . . .“

Bohrmann wachte spät auf. Als er ins Wohnzimmer trat, verlegte ihn jetzt, bei Tageslicht, die Farbe der neuen Plüschmöbel. Noch mehr verlegte ihn die Art, wie Gilde und Konrad, gleich alten Kameraden, am Frühstückstisch saßen, weniger achtfam gekleidet, als sich das wohl selbst zwischen Mann und Frau schickte. Konrad hatte keinen Kragen und keinen Schlips umgelegt; Gilde hatte ihr Haar nicht gemacht und ihre Füße in Pantoffeln stecken.

„Du mußt dem Herrn Direktor,“ sagte sie lachend, „einen Kragen borgen, Du hast ja jetzt genug davon.“

Lebhaft fuhr Konrad in der unterbrochenen Erzählung fort. Er habe lauter vorteilhafte Verträge abgeschlossen: mit dem reichen Petters, mit den ersten Künstlerinnen Deutschlands, mit den besten Autoren, nur sein Direktor Kopinsky sei — die Freundschaft in Ehren — ein ganz erbärmlicher Hallunke.

Die Kinder kamen, und Bohrmann mußte ordentlich erzählen.

Vom Rauschen der Nordsee, von Ebbe und Flut und von der ersten Eisenbahnklasse. Die Kinder horchten auf, und Lenchen wollte wissen, wie die Damen im Wasser gekleidet gingen. Gilde lachte. So ein Rader. Aus dem Modejournal wußte sie alles besser als Bohrmann es an Ort und Stelle beobachtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Meines Feuilleton.

— Seit wann raucht man Cigarren in Deutschland? Der „Zeff. Jtg.“ wird geschrieben: Es ist bemerkenswert, daß das Tabakrauchen nicht in der primitiven Form gerollter oder gewickelter Tabaksblätter — der Cigarre — sondern vermittelst eines wenn auch einfachen Gerätes — der Pfeife — die weiteste Verbreitung in der alten Welt gefunden und daß erst verhältnismäßig spät die Cigarre als geeigneter zum Tabakgenuß die Pfeife zu verdrängen und zu ersetzen begonnen hat. Wie wir wissen, ist dies auch heute nur teilweise gelungen, und in manchen Ländern behauptet sich die Pfeife aus altüberbrachter Gewohnheit, in andren, die das Tabakmonopol haben, aus Sparsamkeitsrückichten. In Deutschland, wo man bis jetzt vom Tabakmonopol verschont geblieben ist und wo man noch verhältnismäßig nicht zu teuer und gut raucht, hat die Cigarre eine wohlverdiente Beliebtheit und große Verbreitung erlangt. Dieser Umstand rechtfertigt also die Frage, seit wann die Alleinherrschaft der Pfeife in Deutschland aufgehört und die Mitherrschaft der Cigarre begonnen hat.

Anfangs der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren in Frankfurt a. M. in verschiedenen Privatdurchgängen und Höfen Warnungen angeheftet, in denen das Rauchen aus Pfeifen ohne Deckel und von „sogenannten Cigarros“ verboten war. Die Sprache dieses Verbots zeigt deutlich, daß die Cigarre in Frankfurt damals etwas Ungevohtes, wenn auch nicht Unbekanntes war, und beweist, wie langsam sich der Stimmstengel in Deutschland einbürgerte. Denn schon 1813 soll, wie Weber in seinem „Demokritos“ berichtet, der General Moreau bei Abnahme seiner zerschmetterten Füße eine Cigarre ruhig fortgeraucht haben. Weniger heroisch aber glaubhafter klingt, was ein Doktor Christian Müller in der Beschreibung seiner „Reise von Berlin nach Paris im Jahre 1812 durch Preußen, Sachsen, Oestreich etc.“ von der Cigarre meldet. Er erzählt nämlich, daß sein ihm unentbehrlicher Cigarrenvorrat von dem österreichischen Zollbeamten überaus nachsichtig behandelt worden sei, als er bei Peterswalde die sächsisch-böhmische Grenze überschritten. Da Doktor Müller mit seinem Cigarrenvorrat aus Berlin kam, so muß dort das Cigarrenrauchen unter der besseren Gesellschaft schon verbreitet gewesen sein, wie dies sicher auch in Hamburg der Fall war. In letzterer Stadt war schon im Jahre 1801 die Cigarre öffentlich zum Verkauf ausgesetzt worden und ein hierauf bezügliches Interat in dem Weiblatt Nr. 64 des „Hamburgischen unparteiischen Correspondenten“ vom 22. April 1801 lautet wörtlich:

Cigarros

Amerikanische Cigarros von der besten Sorte sind sowohl Pfundweise, als auch in Kisten und größeren Quantitäten zu billigen Preisen zu haben bei

Carl Hermann Hemmerde
Pelzerstraße No. 89.

Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß die Cigarre seit mindestens 100 Jahren in Deutschland geraucht wird, es ist aber nicht ausgeschlossen, daß sie schon früher in den Seestädten unfres Vaterlandes bekannt war. Allerdings scheint das Cigarrenrauchen vor 100 Jahren auch in Hamburg noch nicht sehr verbreitet oder gar allgemein gewesen zu sein, denn als infolge des dänisch-englischen Kriegs von 1801 das Gebiet Hamburgs von dänischen Truppen — vorantr Artillerie — besetzt wurde, enthielt eine vom 22. April datierte und durch den Magistrat der Hansestadt erlassene Warnung vor Feuergefährlichkeit wohl das Verbot, sich mit brennender Pfeife den Pulverbörräten der Dänen zu nähern, aber der Cigarre war darin nicht Erwähnung gethan. —

— Die spiralg gedrehten Tierhörner folgen in ihrer Windungsrichtung nur dem allgemeinen Gesetz, daß die beiden Spiralen stets in entgegengesetzter Richtung gedreht sind, wechseln aber darin, daß die Rechtshandspirale bald auf der linken, bald auf der rechten Seite des Kopfes steht. Wenn man zur Erleichterung der Anschauung, schreibt „Prometheus“ nach „Nature“, einen Korleuzier als Beispiel einer rechtshändigen Spirale zur Hand nimmt, so kann man sich leicht überzeugen, daß bei den Antilopen die rechtshändige Spirale auf der linken Seite des Kopfes und die linkshändige auf der rechten Seite steht, was man als gekreuzt bezeichnen kann. Bei den Schafen steht die rechtshändige Spirale auf der rechten und die linkshändige auf der linken, also gleichlaufend oder homonym. Die Wildziegen, namentlich der Marzhubod, stimmen darin mit den Antilopen, und die Kinder, wenn eine Hornwindung erkennbar ist, mit den Schafen, wobei im ganzen wenig Ausnahmen vorkommen sollen, überein. Eine solche Ausnahme bildet das Naturgeschaf, welches einen Uebergang zu den Ziegen bildet. —

Litterarisches.

k. Eine chinesische Encyclopädie. In der letzten Nummer des „Nineteenth Century“ beschreibt Herbert Giles die riesige chinesische Encyclopädie, deren Zerstörung, wie er sagt, „die schwerste litterarische Katastrophe ist, die die Welt je gesehen hat.“ Im Jahre 1403 ernannte Jung Lo, der dritte Kaiser der Ming-Dynastie, unter dem Vorfig von Hsieh Chin, dem ersten Gelehrten der damaligen Zeit, eine Kommission zur Vorbereitung einer Encyclopädie. Mit Hilfe von 146 Kollegen vollendete Hsieh Chin sein Werk in einem Jahr und vier Monaten. Es befriedigte den Kaiser aber durchaus nicht, der darauf eine neue Kommission ernannte, in der Hsieh Chin als einer von drei Kommissären saß. Mit den Direktoren und einem Stabe von Assistenten bestand die Kommission im ganzen aus 2189 Personen. Es sollte alles geianmelt werden, was jemals über die Schriften des Konfucius, über Geschichte, Philosophie und allgemeine Litteratur geschrieben worden war. Am Ende des Jahres 1407 wurde ein Sammelwerk vorgelegt, das so gleich die kaiserliche Billigung erhielt und das „Große Musterwerk Jung Lo“ genannt wurde. Das Werk bestand aus 22877 Abteilungen und 11 100 Bänden, die je 1/2 Zoll dick waren, so daß, wenn alle Bände flach über einander gelegt würden, die so gebildete Säule eine Höhe von 450 Fuß erreichen würde. Jede Abteilung enthält etwa zwanzig Blätter, das ganze Werk also 917 480 Seiten. Seitdem die Stadt Peking im Jahre 1860 zuerst den Fremden geöffnet wurde, sind alle Besuche fremder Gelehrten, diese interessanten Reliquien auch nur zu besichtigen, kurz abgelehnt worden. China hat seinen Schatz nun durch die misleitete Gewaltthätigkeit seiner eignen Söhne verloren, und die einzigen Hände, die sich ausstreckten, ihn vor der Zerstörung zu bewahren, waren die jener Fremden, denen man ihn so eifersüchtig vorenthalten hat. —

Kunst.

a. Konstantin Meunier, einer der größten Bildhauer der Gegenwart, feiert heute den 70. Geburtstag. Seine Vaterstadt und sein Wohnort ist Brüssel. Dort erhielt er auf der Akademie seine erste Ausbildung unter Fraikin; dann wurde er Maler und sein Lehrer Dergouze lenkte ihn auf die Darstellung des Lebens der arbeitenden Massen hin. Von entscheidender Bedeutung für seine Entwicklung aber wurde ein Aufenthalt im Kohlenrevier von Charleroi und Mons, wohin ihn ein Auftrag illustrativer Art geführt hatte. So studierte er das Leben der Arbeiter an der Quelle, und es erschloß sich ihm ein Gebiet, das ihm eine unerchöpfliche Fülle moderner Typen bot. Meunier stellte die Männer der Arbeit anfangs in Gemälden und Pastellen, später in den weltbekanntesten kleinen Bronzen, seltener in lebensgroßen Figuren dar. Als Maler gab er mit Vorliebe auch Bilder großer Fabriksstädte und Betriebe. Die höchste Meisterhaftigkeit aber errang er als Bildhauer. Nie hat ein Künstler die Arbeiter in den Bergwerken und auf dem Felde schärfer und charakteristischer dargestellt als Konstantin Meunier. Die Nationalgalerie in Berlin besitzt von Meunier den Bronzequß der „Müddler des verlorenen Sohnes“, das Dresdner Albertinum eine große Reliefdarstellung der Industrie. Im Museum zu Brüssel wird eine Bronze-Gruppe „Das Grabenunglück“ aufbewahrt; sie zeigt eine Mutter an

der Leiche ihres Sohnes. Eine Zeitlang war Meunier Lehrer an der Akademie zu Löwen. —

Technisches.

— Selen in der Glasindustrie. Ueber eine wenig bekannte Verwendung des Selenes äußert sich O. R. Witt in seinen Berichten über die Chemie auf der Pariser Weltausstellung. Das Etablissement Malotra in Rouen verarbeitet Schwefelsäure auf Schwefelsäure, die einen Selengehalt von 0,6 Proz. aufweisen sollen. Außer seiner merkwürdigen elektrischen Widerstandssteigerung im Dunkeln hat das Selen die Eigenschaft, schon in Spuren dem Glase eine rosenrote Färbung zu geben. Die Erzielung dunkelroter Färbungen durch Einverleibung reichlicherer Mengen von Selen scheint nicht zu gelingen, sondern das Selen wird unbenutzt verflüchtigt. Die rosa Färbung aber, welche durch die hartnäckig zurückgehaltenen Spuren von Selen hervorgebracht wird, kompensiert in vollkommenster Weise eine dem Glase durch den meist vorhandenen Eisengehalt anhaftende Grünfärbung. Das Selen spielt somit heutzutage als physikalisches Entfärbungsmittel für Glas eine wichtige Rolle; die Glasfabriken aber, welche sich dieses Hilfsmittels bedienen, machen ein Geheimnis daraus. —

Humoristisches.

— In der Sprechstunde. Arzt: „Es geht schon viel besser, noch einige Tage und Ihr Fuß ist wieder ganz gesund. Freilich dürfen Sie mir nie mehr Flöte blasen.“
Assistent (nachdem sich der Patient entfernt hat): „Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber ich kann Ihre letzte Vorschrift nicht verstehen.“
Arzt: „Sie begreifen nicht, warum der Fußkrante keine Flöte mehr blasen darf? Das ist doch sehr einfach! Der Mann wohnt gerade über mir!“
— Gefühlvoll. Mann (der die Treppe hinabgepurzelt ist): „Wie sieht mein Auge aus?“
Frau: „Schwarzblau... sieh einmal in den Spiegel, so ein Kleid wollte ich mir immer anschaffen!“
— Abhilfe. Lehrer: „Mit dem Schreiben will's halt gar nicht recht vorwärts gehen bei Ihrem Duben.“
Vater: „Macht nichts Herr Lehrer; hab' ihm schon a Schreibmaschin' kauft.“
(„Weggend. humorist. Bl.“)

Notizen.

— Eine Buchhandlung als Censor. Die Buchhandlung J. Festerjen u. Co. in Basel, die das Zeitungsverkaufsmonopol auf allen Bahnhöfen der Schweizer Centralbahn hat, verkauft den „Simplicissimus“ nicht mehr, um die Sittlichkeit des in der Schweiz reisenden Publikums nicht zu gefährden. —
— Ein Heim für altersschwache Schriftsteller mit einem Hörsaale und einer Schule zum Andenken an Pushtin wurde in Odeffa eröffnet. —
— Das dritte schwäbische Musikfest, das deutsche Musik des 19. Jahrhunderts von Beethoven bis Wagner bringen soll, wird am 26. und 27. Mai in Augsburg abgehalten werden; den Chor werden 800 Stimmen bilden. —
— Offenbachs Operette „Hoffmanns Erzählungen“ wird im Repertoire der Wiener Hofoper erscheinen. —
a. Zu der im nächsten Jahre in Karlsruhe stattfindenden Kunstausstellung hat die Stadt einen Zuschuß von 50 000 M. bewilligt. —
— Eine internationale Plakat-Ausstellung wird in Monte Carlo stattfinden. Entwürfe, die nur in der Zeit vom 1. Januar 1898 bis zum 31. Dezember 1900 angefertigt sein dürfen, werden bis zum 6. Mai angenommen. Ueber den Preis von 2000 Fr. entscheiden die Besucher der Ausstellung. —
— Preise von insgesamt 2000 M. für 15 farbige Originalentwürfe von Interieurs, Einzelelorationen und Polstermöbel-Arrangements hat die „Deutsche Tapezier-Zeitung“ (Berg u. Schoch, Berlin, Schillingstr. 30) ausgeschrieben. —
— Der Schmelzpunkt des Goldes. Heycock und Neville hatten vor einiger Zeit den Schmelzpunkt des Goldes bei 1061,7 Grad gefunden. S. Holborn und A. Dah, welche diese Bestimmung mit aller Sorgfalt wiederholt haben, geben als Mittelzahl ihrer Versuche im Januarheft der „Annalen der Physik und Chemie“ 1063,5 Grad an. —
— Papier aus Zuderrohr. In Kenilworth, Louisiana, soll eine große Fabrik errichtet werden zur Herstellung von Papier aus „Megraß“ oder „Bagasse“, einem Nebenprodukt des Zuderrohrs. Die Fabrik soll täglich 25 Tonnen gewöhnliches Einwickelpapier erzeugen. Von 100 Tonnen Rohzucker sollen 9 Tonnen Zuder neben ungefähr 8 Tonnen Papier gewonnen werden, während die Rückstände noch als Dünger, Viehfutter oder Rohmaterial zur Brauntwein-Erzeugung Verwendung finden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 14. April.